

Ein „verschrumpelter Marxist“ macht sein Ding

Janina Strötgen

Er sei so glücklich wie schon lange nicht mehr. Endlich mache er, was er wolle. Was genau das ist, erzählte Steve Karier in einem Gespräch über die erste Auflage seines „Fundamental Monodrama Festivals“.

Tageblatt: Wie kam die Idee für das Festival zustande?

Steve Karier: „Da muss ich ein bisschen ausholen. Denn die Idee bestand zuerst einmal darin, die ASBL Fundamental zu gründen. Im Sommer 2008 habe ich gemerkt, dass ich mit meinem Schauspielereingagement am Stadttheater in Basel an eine Grenze gestoßen bin. Teilweise hatte das sicherlich mit dem Programm in Basel zu tun, denn ich hatte nicht mehr das Gefühl, dass die Stücke etwas mit mir zu tun haben. Aber ich hatte auch genug von dieser Institution Stadttheater an sich. Der alte, verschrumpelte Marxist in mir bekam plötzlich das unguete Gefühl, dass das, was ich da mache, eine entfremdete, eine nicht mehr mit mir identische Arbeit ist. Also habe ich gekündigt und mir gesagt: Ich gehe nach Hause. Von einem Tag auf den anderen habe ich den gesamten 'Berlin-Ehrgeiz' oder 'Feuilleton-Ehrgeiz', das Hecheln nach Aufmerksamkeit und guten Kritiken aufgegeben und mich dazu entschlossen, mein eigenes Ding zu machen. Die ASBL heißt ja nicht umsonst Fundamental. Ich möchte fundamentale Dinge tun und das Festival ist ein Teil davon.“

„T“: Warum haben Sie sich für Monodramen entschieden?

S.K.: „Der erste Grund liegt in meiner persönlichen Affinität zu Monodramen. Ich habe in meiner 26-jährigen Schauspielkarriere viele Monologe gespielt und verstehe etwas davon, was es für einen Schauspieler bedeutet, alleine auf der Bühne zu stehen. Außerdem wollte ich in einem klar abgegrenzten Bereich arbeiten. Hinzu kommt der ökonomische Aspekt. Monodramen kosten verhältnismäßig wenig. In keiner anderen Form hätte ich das Festival auf die Beine stellen können. Denn egal welchen Namen ich hier habe, Geld gibt man mir trotzdem nicht so leicht. Zumindest nicht beim ersten Mal.“

„T“: Worin besteht für einen Schauspieler der Reiz an Monodramen?

S.K.: „Bei einem Monodrama gibt es keine Lüge. Der Schauspieler ist alleine mit dem Publikum, da sieht man alles. Es ist eine der größten Phobien der Menschheit, irgendwo alleine zu stehen und angeguckt zu werden. Das ist Quell ganz vieler Alpträume. Denn es gibt kein Verstecken, keine Wand, kein sich Festhalten, man muss alles aus sich selbst heraus spielen. Der eigene Atem ist der einzige. Das ist eine große Herausforderung, aber auch der Reiz für einen Schauspieler.“

„T“: Wie haben Sie die Auswahl der Stücke getroffen?

Dramaturgen Olivier Ortolani habe ich Stücke gesucht, die sehr persönlich sind. Wir wollten nichts Kunstfertiges, keinen Mainstream, sondern etwas sehr eigenes. Jemand erzählt eine Geschichte, die von ihm sein könnte oder sogar von ihm ist. Deshalb habe ich auch Stücke in Auftrag gegeben. Wir werden vier Uraufführungen sehen, von denen ich selbst nicht weiß, wie sie werden. Doch der Reiz liegt für mich darin, Leute zu schnappen, die frisch von der Schule kommen, und ihnen eine erste Chance zu geben. Und Leute zu motivieren, die etwas zu sagen haben und sich etwas trauen.“

„T“: Warum haben Sie sich beim Austragungsort für das Kulturhaus in Niederanven entschieden?

S.K.: „Weil ich mit Nora Waringo sehr gut auskomme. Sie ist eine tadellose Frau, die etwas mitbringt,

S.K.: „Die Organisation des Festivals geht über das Spielen, über das Kunstmachen hinaus. Ich spiele ja auch Rugby, da heißt es: 'Das Spiel ist größer als wir. Wir können dem Spiel nur dienen.' Diese Haltung kann ich eins zu eins übertragen. Indem ich eine Struktur hinter dem Spielen aufbaue, schaffe ich etwas Nützliches. Es ist etwas am Entstehen, das mich vielleicht sogar überleben wird. Das mag selbst romantisch klingen, aber es besetzt mich, wenn ich daran denke.“

„T“: Wie sieht diese Struktur aus, die Sie aufbauen?

S.K.: „Von Anfang an war mir die internationale Ausrichtung des Festivals wichtig. Mit der ASBL sind wir dabei, eine Ex-

„T“: Neben der konzeptuellen Arbeit spielen Sie aber auch. Für „Swimming to Iraq“ stehen Sie ja selbst auf der Bühne ...

S.K.: „Ja, aber ich werde nicht mehr spielen, sondern mich einfach hinstellen, nahezu ohne Skript. Ich will nicht mehr so tun als ob, sondern nur ich selbst sein und etwas erzählen. Ich will mit dem Festival weg von diesem gekonnten Zeug. Eigentlich wissen wir ja, dass Kunst nichts Gemeintes sein kann. Die bildende Kunst arbeitet längst an den Bruchstellen, die Musik hat sich der Stille angenommen, nur das Theater und auch die Oper sollen brav weitermachen wie bisher. Mit dem Festival möchte ich den Begriff des Theaters breiter zur Diskussion stellen. Gerade dazu ist das Monodrama als Labor sehr geeignet.“

S.K.: „Manchmal weiß man zwar nicht, wo man hingehen soll, bei all der Auswahl, aber die Philharmonie, das Grand Théâtre, das Kapuziner, das TNL und auch die drei kleinen Theater haben volle Säle. Faustregel ist also: Je mehr angeboten wird, desto mehr Menschen gehen hin – wenn es gut ist. Auch die Museumslandschaft oder die Musikveranstaltungen in der Hauptstadt sind mittlerweile sehr vielfältig. Problematisch ist wohl nur die Situation der regionalen Kulturhäuser. Die sind nicht Fisch, nicht Fleisch. Meiner Meinung nach sind diese Bauten ohne Infrastruktur und Inhalt eine eitle Fehlplanung. Die darin investierten Summen, Millionenbeträge, sind für Berufskünstler weitgehend verschwendet. Ich finde diese Entwicklung sehr fragwürdig. Den jeweiligen Reaktionen scheint das ja auch bewusst zu sein: Man sucht nach inhaltlichen Positionen. Aber es kommen immer weiter Häuser hinzu. Was wird denn mit denen? Da gibt es tatsächlich ein Publikumsproblem.“

„T“: Was ist Ihre Meinung dazu, dass das Kapuzinertheater nach der Intendanz von Marc Olinger, die ja Anfang nächsten Jahres ausläuft, keinen Nachfolger bekommt, sondern die beiden Stadttheater zusammengelegt und unter die Leitung von Frank Feitler gestellt werden?

S.K.: „Mein Vorschlag wäre gewesen, sie zusammenzulegen und unter einer Generaldirektion verschiedene Bereiche – eine

„Bei einem Monodrama gibt es keine Lüge. Es gibt kein Verstecken, keine Wand, kein sich Festhalten, man muss alles aus sich selbst heraus spielen.“

„T“: Für „Swimming to Iraq“ haben Sie sich für die englische Sprache entschieden. Warum?

S.K.: „Die internationale Ausrichtung des Festivals zeigt sich auch in der Dreisprachigkeit. Es war mir sehr wichtig, auch Englisch im Programm zu haben, denn Englisch ist ein integrierter Bestandteil unserer Kultur geworden. Wir müssen Englisch genauso bedienen wie das Französische oder das Deutsche. Das Luxemburgische hätte ich gerne bedient, aber es gab kein Angebot, das wir ins Programm hätten aufnehmen können. Ich selbst wollte kein luxemburgisches Stück machen. Erstens, weil ich damit nicht im Ausland auftreten kann und zweitens, weil ich für dieses Stück die Distanz durch die Sprache brauche. Auf Luxemburgisch oder Deutsch, aber auch auf Französisch würde ich leicht abschweifen, das Englische zwingt mich zu Disziplin. Es gibt eine Hürde zwischen mir und meinen Aussagen, denn ich muss mich um eine Form bemühen.“

„T“: Sie waren lange weg aus Luxemburg, sind vor wenigen Jahren zurückgekehrt. Gerade in der Kultur hat sich viel getan. Manche reden gar

denke, die hat es nie gegeben. Marc Olinger hat sein Theater so geleitet wie er konnte und wollte, hat auch vielfältiges Theater angeboten, aber die Identität ist verwässert, eine identitätsstiftende Haltung ist versäumt worden. Jetzt ist die Entscheidung gefallen und das Drumherum ist das übliche Gekurre bei strukturellen Veränderungen. Außerdem freue ich mich persönlich sehr auf das Treffen mit Marc Olinger, wenn er nicht mehr Direktor ist. Marc ist so lange Direktor wie ich Schauspieler. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie das wird, wenn er mir einfach nur als Schauspieler und Regisseur gegenübersteht. Wenn es nicht mehr um sein Haus geht, sondern wir einfach darüber reden können, wie das mit dem Theater denn eigentlich so ist.“

Das Festival findet vom 9. bis 17. Juli im Kulturhaus in Niederanven statt. In unserer Dienstadtsgabe stellen wir das Programm detailliert vor.



Fotos: Didier Sylvestre

das sich in unserem Beruf immer mehr verliert: eine unkomplizierte Ehrlichkeit. Keine langen Diskussionen, sondern ein Wort ist ein Wort. Wir haben gesagt, wir machen es und der Rest findet sich schon. Ich wäre mit meinem Angebot sicherlich auch in einem der Theater hier in der Stadt untergekommen. Aber ich wollte nicht noch ein weiterer Programmpunkt in z.B. einer voll beladenen, herausragenden Saison des Großen Theaters sein. Niederanven ist überschaubar. Das Festival ist kein mondänes Event, sondern es gibt einen Grill und Getränke, in ausreichenden Mengen zu geringen Preisen, damit die Leute richtig abhängen können. Und der Grill wird nicht von einer Cateringfirma betrieben, sondern vom Jugendhaus und dem 'Syndicat d'initiative'. Oder von uns. Denn grillen, kochen und zapfen können wir schließlich ganz gut.“

„T“: Sie organisieren das Festival, spielen aber auch selbst. Was ist für Sie das

portstruktur aufzubauen. Denn der Theaterexport ist hier in Luxemburg eine Achillesferse. Wir haben unsere großen Institutionen wie das Grand Théâtre oder die Philharmonie, die mit dem nötigen Geld Produktionen einkaufen oder auch koproduzieren. Und die Direktoren leiten ihre Häuser ja auch gut, im Sinne ihres Auftrags. Dann gibt es das Kapuzinertheater, das TNL oder das Escher Theater, die sich ihre Tür zum Ausland zwar aufgestoßen haben, aber überwiegend die Inszenierungen ihrer eigenen Intendanten exportieren. Ich kritisiere das nicht, ich stelle nur fest, die Welt ist nun mal so. Aber ich habe mir gesagt, ich tue was für all jene wunderbaren Menschen, die tolle Sachen machen, aber nicht die Möglichkeit haben, sie auch über die Grenzen hinweg zu zeigen. Also jammere ich nicht rum, sondern verschaffe Luxemburg ein internationales Theaterfestival und hintenherum gleich